Das Blindenheim an der Neufeldstrasse in Bern

Autor(en): **E.S.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **4 (1914)**

Heft 2

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-633836

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Märti wußte, daß sie den großen, hübschen Schmied sehen würde, heute Abend, wie in letzter Zeit fast jeden Abend, wenn sie mit Babettli Arm in Arm durch die Lauben spazierte. Immer kam er wie vom Zufall aus irgend einer entgegengesetzten Richtung auf sie hergetrieben, die großen Fäuste in den Hosentaschen, ein wenig vornübergeneigt und ein Lied summend oder pfeifend.

Märti wußte nicht wie, so stand sie auf der Metzgergasse.

Im Lädchen der Frau Lehmann hielten zwei Frauen die Hände über die Schürzen gefaltet und dampeten mit Mutter und Tochter.

Ach, jetzt würden die in aller Ewigkeit nicht fertig miteinander, diese Chniepen! —

Märti wartete ein Weilchen vor der Türe und blickte in das trübe erleuchtete Lädchen.

Wenn Babettli sie jetzt sähe, würde sie sie hereinrufen, aber sie mochte nicht eintreten. Der Abend war zu schön.

Da lief sie nach dem Rathaus hin. Es war ja noch nicht spät.

Der Nachmittag strich weich und lind die Gasse herauf.

Im Dunkel der katholischen Kirche rannte Märti mit jemandem zusammen. — „Excusez!" sagte sie wie verloren. Ein tiefes Lachen antwortete und klang ihr bekannt entgegen. Sie blickte erschrocken auf und erkannte den Jungschmied Zehnder.

Der lachte nichtsnutzig: „Excusez, Jungfer Berchten, — ich wollte euch nicht erschrecken, . . gewiß nicht!"

Er hat so eine Art, einem über die Verlegenheit hinwegzuhelfen, dachte Märti. — Aber sie fuhr doch betroffen zurück. Was fiel dem eigentlich ein!? —

Nun gingen sie nebeneinander her.

Er habe sie kommen sehen, sagte Zehnder, hinter dem schützenden Pfeiler habe er auf sie gewartet.

Auf sie gewartet? — Er nickte bloß.

Ja, es sei so eine Seltenheit, sie allein zu treffen. Immer sei Babette bei ihr. Man könne ihr nicht einmal etwas sagen, ohne daß es die andere hören würde, wenn man schon wollte.

Viereckig tat sich der Rathausplatz vor ihnen auf. Von der Böschung her kam ein rascher Wind, fächelte und hob spielend die blonden Lockenringel auf der Mädchenstirn.

„Ich möchte zurück", unterbrach Märti das Schweigen, „vielleicht kann jetzt Babettli abkommen." —

„Aeh, — immer die Babette, — und hinten und vorne die Babette! — Können wir nicht ein wenig allein spazieren," — — sagte er ärgerlich und neigte den Kopf vornüber. (Fortsetzung folgt.)

Das Blindenheim an der Neufeldstraße in Bern.

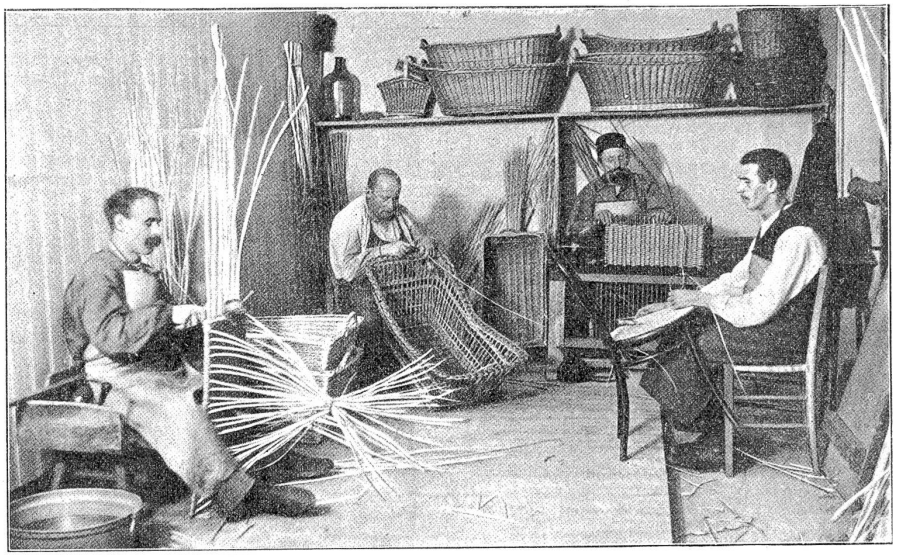
Ueber das Heim der Blinden darf man nicht lange Worte machen. Das Thema ist zu ernst. Es führt in die Tiefen menschlichen Elends. Denn was ein Blindenheim an stummen Leiden in sich birgt, wissen die wenigsten der fröhlich und gesund Dahinlebenden. Man könnte daher was gesagt werden kann in der Bitte zusammenfassen, helft den Blinden, steuert euer Scherflein bei, um den ärmsten unserer Brüder und Schwestern, denen das Licht des Auges fehlt, ihr Leben erheitern und ihr Leiden erträglich zu gestalten.

Diesem edlen Vorsatze nachzuleben, haben sich in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts fühlende Menschen zusammengeschlossen, um ihrem Wollen durch die Gründung des bernischen Blindenversorgungsvereins die Krone aufzusetzen. Aber schon früher, im Jahre 1837, gründete der altbernische Großweibel G. E. von Morlot im alten Mädchenwaisenhaus an der Speichergasse die erste bernische Blindenanstalt. Ueber ihre Entwicklung und das Leben der Blinden überhaupt haben wir uns ausführlich im Jahrgang 1912 unserer Zeitschrift verbreitet. War es dort die Blindenanstalt Köniz, die für die blinden Kinder und heranwachsenden Menschen sorgt, so ist das Blindenheim Neufeldstraße die Stätte, in der erwachsene Männer und Frauen ein Unterkommen finden, um unter kundiger Leitung eines Vorstehers für die Männerabteilung und einer Vorsteherin für die Frauenabteilung, im Schreiben und Lesen unterrichtet und in die Geheimnisse des Bürstenbinder- und Korbflechterberufes eingeführt zu werden. Andere kommen, um die beruflichen Kenntnisse zu erweitern. Hier wird auch den geistigen Bedürfnissen der Blinden in möglichster Weise Rechnung getragen: Vorlesungsabende werden veranstaltet, Unterricht in der Musik und im Gesang wird erteilt; sie werden zum Kirchgang angehalten und religiöse Andachten können besucht werden. Zu den Zerstreuungen mannigfachster Art dürfen auch die Ausflüge gerechnet werden, die zu Wagen und zu Bahn gemacht werden und die den Zöglingen immer eine besondere Freude bereiten. Auch Konzerte und das Theater können die Blinden unentgeltlich besuchen. Doch werden diese Vergünstigungen selten benützt, da auch

Zöglinge des Blindenheims an der Neufeldstrasse in Bern.

der Blinde es liebt, über seine freie Zeit selbst zu verfügen.

Immer sucht der Blinde, der seine Schritte nach dem Heim an der Neufeldstraße lenkt, etwas wertvolles: die Arbeit; denn das Heim ist ihm nicht nur eine Versorgungsanstalt, sondern ein Ort, an dem er seine Tätigkeit und die Ausbildung seiner Fähigkeiten findet. Und wahrlich die Arbeit ist eines der köstlichsten Güter, die das Heim dem Blinden geben kann. Sie erfüllt ihn mit Befriedigung und hilft ihm sein schweres Schicksal leichter ertragen. Durch sie sieht er ein, daß sein Leben nicht zwecklos, sondern auch wertvoll ist; und in manch düsteren Lebensstunden, wo sich seine Hoffnungslosigkeit zur Verzweiflung steigert, hat er in der Arbeit wieder Ruhe finden können. So sehr daher ein solches Heim eine Wohltat nicht für die Menschen überhaupt ist, so tief ist zu bedauern, daß Jahr für Jahr eine große Zahl von Anmeldungen abgewiesen werden müssen, weil kein Platz mehr vorhanden ist. Der Versorgungsverein beschäftigt zwar in seinen Werkstätten auch noch Blinde, die er außerhalb seines Heims untergebracht hat, doch auch diese Maßnahme genügt nicht mehr, um der steigenden Nachfrage nach Unterkunft und Arbeit gerecht zu werden. Und da der Blinde ein Recht auf Unterkunft und Arbeit, so gut wie der Gesunde hat, so wird das Heim in absehbarer Zeit zu einer Erweiterung seiner Räume schreiten müssen und wir hoffen mit den Leitenden, daß sie alsdann nicht umsonst an den alten Berneropfersinn der Oeffentlichkeit appellieren werden.



Blindenheim an der Neufeldstrasse: Korbflechterei

Zum Schlusse sei hier noch eines Mannes gedacht, der seine ganze verfügbare Zeit dem Blindenwerk geweiht hat: Herr Franz von Büren-von Salis. Seit der Gründung, dem 8. Mai 1884, stund er an der Spitze des Vereins, bis ihn eine schwere Krankheit zwang, sein Amt niederzulegen. In treuer Arbeit hat er während fast 30 Jahren der kantonalen Blindenfürsorge ge[illegible] Herr v. Büren liebte die Blinden, sonst hätte er s[illegible] früher verlassen, denn es gab Kämpfe zu besteh[illegible] hart waren und die mit Ruhe und Ueberlegung u[illegible] erwi[illegible]en sein wollten. Sein Name bleibt aber für immer mit der bernischen Blindengeschichte verknüpft.

E. Schr.

Andreas Fischers letzte Fahrt.

Und jetzt kam die Nacht, die lange Nacht. — Anfangs dünkte uns die Grube ganz behaglich; denn der Wind schnob nicht übel drüberweg. Wir sprachen manch kräftig Wort, und Fischer hub an, von einem Biwak im Kaukasus zu erzählen und gedachte der großen Pioniere, die einst die Hochgebirgsnächte auch nicht in warmen Klubhütten verbracht. Allmählich erstarb das Wort, und in die Gruft kroch ein eisiges Schweigen. Wir waren so müde und zufrieden da unten, daß wir es kaum mehr achteten, wie Schnee um Schnee hereinfiel und uns zudeckte. Nur schlafen wollten wir nicht. War's eine Zeitlang still, fragte plötzlich eine dumpfe Stimme: „Schlaft Ihr?" und ebenso dumpf klang die verneinende Antwort. Dieses Fragen und Antworten kam und ging alle Viertelstunden und war lange die einzige geistlose und doch so schwere Unterhaltung. Um Mitternacht — ich glaube, alle drei hatten eben das Schlafverbot übertreten — rief mich Fischer laut an: „Wo bist du? Ich sehe auch nicht einen Schatten von dir." Ich kündigte murmelnd meine Gegenwart an und wollte den Hut, der mich drückte, ein wenig lüften und die steifen Beine recken und strecken. Aber was war denn das? Ich brachte den rechten Arm gar nicht in die Höhe, den linken auch nicht. Und erkannte: daß wir bis an den Hals hinauf — eingeschneit waren. Eine unheimliche Entdeckung. Und doch gab der Schnee schön warm und wir verspürten wenig Kälte. Langsam schlichen die Stunden. O endlose, ewige Nacht! — — Der Schnee arbeitete sich leise und heimtückisch an unser Leben heran. Erst wärmte er, dann durchfeuchtete er langsam die Kleider, und dann drang er in die Haut und immer tiefer ins warme Leben hinein. Wir spürten die Nähe des unheimlichen Gesellen wohl und lösten uns mit Mühe aus der eisigen Umarmung, indem wir uns aufrichteten, den Schnee abschüttelten und Arme und Beine kräftiglich rührten.

Der Sonntag brach an, es war bitter kalt und der Nordsturm brauste mit zunehmender Kraft über's Aletschjoch herein. Es war fast nicht zu ertragen. Ich fühlte mich erbärmlich elend und glaubte kaum mehr ans Leben. Fischer klopfte mir Schultern und Rücken und sprach mir Mut zu. Wenn ich jetzt an diese furchtbare Stunde denke, ist mir, es habe nie einen stärkern und treuern Menschen gegeben als Andreas Fischer. Er sprach so mutig, so siegesgewiß, so entschlossen, wei ein Held in wilder Schlacht seinen wankenden Gesellen zuruft. Ich erholte mich wieder. Unser Loch war fast bis zum Rande voll kalten pulverigen Schnees. Als es etwas heller wurde, beschlossen wir den Abstieg nach Mittelaletsch; denn hier wollten wir nicht erfrieren. „Was hältst du vom Leben?" fragte Andreas. „Wenn wir glücklich hinunterkommen, will ich es als ein neues Geschenk betrachten," antwortete ich. Aber die Augen sagten sich mehr; wir waren voll dunkler Gedanken, und auf einmal — ich weiß nicht wie es kam — berührten sich unsere spröden Lippen. — Erst jetzt, als wir in die hartgefrorenen Seilschlingen schlüpften, spürten wir so recht, wie erstarrt unsere Glieder und wie steif unsere sämtlichen Kleider waren; die Handschuhe glichen Eissäcken, selbst die Hosentaschen waren zugefroren;